

Das Loch im System

Autor(en): **Lichtenberg, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 28

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lerne klagen ohne zu leiden

VON DR. EUGENIE SCHWARZWALD

Leute, denen es wirklich schlecht geht, klagen bekanntlich nicht oder nur, wenn es einen Zweck hat. Anstand, Schamgefühl, Stolz oder vielleicht nur die Dumpfheit der Hilfslosigkeit hindern sie daran. Dem Auftrag, «Lerne klagen ohne zu leiden», folgen zumeist nur solche, denen es noch nicht ganz schlecht geht, die empört sind, daß es auch ihnen einmal schlecht geht und die sehr viel Worte dafür haben. So klagen auch gegenwärtig nicht jene, die wirklich Unerträgliches leiden, sondern vor allem die professionellen Klager. Sie klagen und machen sich am Unglück selbst mitschuldig, denn Depression verbreiten, heißt sie schaffen: dunkle Gerüchte austreuen, sie zur Wahrheit machen.

In der Vorkriegszeit, als wir alle so behaglich und dankenlos waren wie nur irgend möglich, hat mich das Wort eines tschechischen Dienstmädchens betroffen gemacht. Ihre Dame hub ein großes Geschrei an, weil eine Blumenvase entzweigegangen war. «Welch ein Unglück», rief sie einmal übers andere. Das Mädchen, das übrigens der Vernichtung der Vase persönlich fernstand, sagte gelassen: «Bei uns zuhause ist Unglück, wenn einer armen Familie mit sechs Kindern stirbt einzige Kuh.»

Kam man damals zu Frau Schulze, so rief sie einem statt «Guten Morgen» schon «schrecklich!» entgegen. Und dann kam es: «Denken Sie, wie schrecklich, meine Schwägerin bekommt in Gastein kein ebenerdiges Zimmer.» «Denken Sie, wie schrecklich, der Stoff meines neuen karierten Kleides schießt in der Sonne.» «Denken Sie, wie schrecklich, die Jeritza hat abgesagt.» Oder: «Ich muß heute zu einer Jause und habe plötzlich auch noch Theaterkarten geschenkt bekommen.» Oder: «Stellen Sie sich vor, wir haben bei Müllers zum Mitternachts-souper Schnitzel mit Schokolade bekommen!» Schrecklich war es, wenn man nicht wußte, wohin zur Sommerfrische gehen, schrecklich, daß die neue Kaffeemaschine nicht gleich funktionierte, schrecklich, daß ein Nachbar den Teppich am Donnerstag statt am Freitag klopfen ließ. So war es ehemals. Die Zeiten haben sich verändert, aber leider nicht alle Menschen mit ihnen.

Unsere heutige Zeit mit defektem Lebens- und Goldstandard ist von einer Klagesymphonie begleitet, die alle jene anstimmt, die das Klagen Part pour l'art betreiben.

Unser ganzes tägliches Leben ist von dieser Melodie begleitet, und man erschrickt beinahe, wenn jemand auf die Frage: «Wie geht es Ihnen?» antwortet: «Ganz ordentlich.» Die Menschen geben nämlich sonst auf alle Fälle trostlose Auskunft. Vielleicht um den Neid der Götter nicht herauszufordern, vielleicht, um die anderen, denen es noch schlechter geht, nicht niederzudrücken, vielleicht aber auch nur — um nicht angepömpft zu werden.

Wer alles klagt, kann man sich nicht merken. Man kann sich nur die wenigen merken, die nicht klagen. Einige davon habe ich mir notiert: die Mutter, deren dreißigjährige Tochter seit sechzehn Jahren gelähmt zu Bette liegt; die talentvolle junge Schriftstellerin, die, voll von eigenen dichterischen Einfällen, den ganzen Tag schlechte Bücher anderer Autoren übersetzen muß, um ihr Kind zu ernähren; der große Künstler, der ohne Anerkennung sechzig Jahre alt geworden ist, bei dieser Gelegenheit, als wäre alt werden die verdienstvollste Leistung, zum erstenmal gefeiert wird; der Mann, der ein schweres Amt mit größter Vorsicht versehen muß, um nicht wegen seiner allzubedeutenden Leistung mit den Kollegen Krach zu bekommen; die ausgezeichnete Sängerin, die, statt am Abend vor bezauberten Zuhörern ihre Seele ausströmen zu lassen, den ganzen Tag mit talentlosen Schülern Stimmübungen treiben muß; der Gelehrte, der, vom Stundengeben aufgereiben, nie dazu kommt, das wertvolle Buch zu schreiben, das wohl vorbereitete längst in ihm ruht; das liebenswürdige und liebesfähige Mädchen, an dem die Liebe vorübergegangen ist; die Frau, die an einer schleichenden Krankheit leidet, die sie dem Gatten verborgen halten muß, weil er ein Herzleiden hat; und der unglückliche Staatsmann, der sich die Lebensaufgabe gestellt hat, seinem Volke zu dienen — sie alle klagen nicht. Nicht einmal alle Heimatlosen tun das.

Leider klagen auch jene nicht, die im Felde waren und jene nicht, die die unausdenkbaren Klagen der sibirischen Gefangenschaft erduldet haben. Daß alle diese verstorbenen sind, ist ein großes Unglück für uns. Denn nur ihr Wissen könnte, im Chor in die Welt hinausgeschrien, uns vor einem künftigen Krieg schützen. Untersuchungs-häftlinge, deren Unschuld sich nachträglich herausgestellt

hat, auch die klagen nicht, wie alle, die durch menschliche Dummheit oder Bosheit an Leib und Seele geschädigt worden sind. Im ganzen: die Menschen haben eine himmlische Geduld. Wenn alle, die wahren Grund zur Klage und Anklage haben, sich vernahmen ließen, so ginge ein Jammer durch die Welt, den wir alle nicht ertragen könnten. Aber da gerade wahrer Schmerz stumm macht, fallen uns diese nicht lästig.

Umsomehr die anderen. In einer Zeit, in der uns nur eine wahrhaft heroische Lebensauffassung, nur die höchste Aktivität und Vitalität retten kann, rauben uns die professionellen Klager, die Trübe-Nachrichten-Verbreiter den letzten Rest von Lebenslust.

Mein Lebtage habe ich Orden komisch gefunden. Aber jetzt bin ich für einen Orden. Den soll jeder kriegen, dem etwas Tröstliches einfällt, jeder, der uns einen Augenblick des Vergessens schenkt, jeder, der eine heitere Anekdote erzählt, jeder, der ein freundliches Gesicht macht.

Immer schienen mir Vereine nichts als ein unvermeidliches Uebel. Jetzt bin ich für die Gründung eines Vereines. Seine Aufgabe soll in der Ausrottung aller Schwarz- und Hellscher, Grübler und Mistgrübler bestehen, die uns das Weiterleben verleiden und uns unsere Lebensluft vergiften.

Gegenwärtig stopfen sich in aller Welt viele Leute auf mager aus. Diese nach außen «mageren» Leute sind es ja auch, die nicht müde werden, Tag und Nacht Krieg und Bruderkrieg vorauszusagen, den Niedergang der Vulturen aller Völker, die noch nicht dran waren, das Fallisement aller Firmen, die sich noch halten. Diese Leute möchten einem am liebsten jeden Tag statt «Guten Morgen» «Besten Weltuntergang» wünschen.

«Was aber am ärgerlichsten ist: es gibt noch immer naive Menschen, bei denen sich die nicht leidenden Klagen auf billige Weise den Ruhm der Klugheit und Voraussicht verschaffen. Wir können ihnen diesen Ruhm leider nicht gönnen. Er kommt uns zu teuer in einer Zeit, in der man sparen muß. Sparen vor allen Dingen an dem Kostbarsten, was wir besitzen: an unseren Nerven.»

Das Loch im System

VON WILHELM LICHTENBERG

«Fürchtest du dich nicht für deinen Winterrock?» fragte ich Paul, staunend über so viel Leichtsinn. «Wir sitzen hier in dieser unübersichtlichen Ecke des Cafés — der Mantel hängt irgendwo an einem Haken... Bis du einen eventuellen Diebstahl entdeckst, ist es reichlich zu spät.»

Aber Paul lächelte nur. Er lächelte so merkwürdig. «Ich fürchte niemals, daß mir etwas gestohlen werden könnte.»

«Niemals?»

«Niemals. Denn ich habe da mein System. Oh, ich bin schon oftmals bestohlen worden. Aber immer wieder sind die gestohlenen Sachen zu mir zurückgekehrt.»

«Zauberei?» lachte ich.

«Gar keine Zauberei. Nur eben — wie gesagt — ein System. Man muß sich überall im Leben zu helfen wissen, auch unehrlichen Menschen gegenüber. Dann ist man den Tücken nicht so ganz hilflos ausgesetzt.»

Paul hatte für alles sein System. Er verlor mit einem System beim Roulette, er machte ganz systematisch schlechte Geschäfte, und sein monatliches Defizit entstand gleichsam auf streng wissenschaftlicher Grundlage. Deshalb fragte ich auch hier: «Willst du mir dein System nicht verraten?»

«Gern. Obwohl es, zu häufig angewandt, an Wirkung verlieren würde. Aber du bist schließlich mein bester, treuester Freund. Also! Einmal kam mir ein sehr kostbarer Ring abhanden. Ich hatte ihn achtlos in einem Waschraum abgelegt, und als ich ihn nachher suchte, war er selbstverständlich nicht mehr da.»

«Selbstverständlich, sagst du?»

«Selbstverständlich, sage ich. Eine Anzeige hätte da wenig genützt. Was tat ich also? Ich setzte einen Artikel in die Zeitung und beschrieb die Geschichte dieses Unglücksringes.»

«War es wirklich ein Unglücksring?»

«Keine Spur! Es war der harmloseste Ring von der Welt. Aber ich schilderte, wie jeder seiner Besitzer eines grausamen Todes gestorben sei. Schon der erste Besitzer

des Ringes, der Mediceer Cosimo I., erlag im Jahre 1492 zu Florenz einem Schlangengift. Seine zweite Besitzerin, die schöne Kurtisane Aglaia, wurde eines Tages erdröselt in ihrem Arbeitszimmer aufgefunden, und so wäre es bis zum heutigen Tage gegangen, schrieb ich in meinem Zeitungsartikel. Der allerletzte Besitzer konnte sich vor dem sicheren Tode nur dadurch retten, daß er den mediceischen Ring in einem Waschraum vergaß, wodurch der Tod auf den unglücklichen Dieb übergegangen sei.»

«Und?» fragte ich gespannt und amüsiert.

«Kannst du dir die Antwort nicht selbst erteilen? Einen Tag später war der Ring wieder in meinem Besitz. Ein Dienstmann stellte mir ihn zu. Der Dieb hatte sich noch erhebliche Kosten gemacht.»

«War das dein einziges Erlebnis mit gestohlenen Sachen?»

«O nein!» lachte Paul. «Meine Erlebnisse sind zahllos. Du erinnerst dich meines Landhauses in der Bretagne? Mit der kleinen Hühnerzucht? Wie? Nun, eines Nachts verschwanden sämtliche Hühner aus dem Stall. Der Verlust wäre eine Katastrophe für mich gewesen. Was aber tat ich? Ich ließ von Mund zu Mund gehen, in diesem kleinen Landhäuschen wohne ein Forscher, der sämtliche Hühner zu Versuchszwecken mit Cholerabazillen geimpft hätte. Und eine halbe Stunde später liefen mir meine kleinen Lieblinge gackernd wieder zu. Ausnahmslos.»

«Fabelhaft!»

«Und weil du gerade von meinem Winterrock sprichst. Unbesorgt! Auch für diesen Fall bin ich vorbereitet. Und ich wünsche nur, es käme ein Strolch auf die unglückselige Idee, mir meinen Winterrock zu stehlen.»

«Du wünschtest es?»

«Ja. Lebhaft sogar. Denn mir wurde schon einmal ein Winterrock vom Haken gestohlen. Ich bediente mich in diesem Falle wieder einmal der Zeitung. Und zwar veröffentlichte ich die traurige Geschichte dieses Winterrockes.»

«Aha! Weiß schon!» warf ich ein. «Es ist ein Unglücks-

winterrock. Der erste Mediceer hatte ihn getragen und...»

«Nein!» lachte Paul. «Mein Winterrock hatte eine andere Geschichte. Ich veröffentlichte nämlich, daß es kein Leihhaus der Welt gäbe, in dem er nicht schon gerührt hätte und keinen Schätzmeister weit und breit, der ihn nicht auf den allerersten Blick erkennen würde. Jeder Kellner dieser Stadt hat ihn schon einmal in Pfand gehabt und jeder Altwarenhändler hätte seinen Ankauf als zu bedenlich zurückgewiesen. Und zuletzt resümierte ich: 'Was will der geschätzte Dieb mit meinem so diskreditierten Winterrock? Verkaufen kann er ihn nicht, versetzen kann er ihn nicht, tragen noch weniger. Will er ihn den Flammen übergeben, damit seine Weltpopularität, die mit jener der Greta Garbo wetzert, endlich verschwinde?' So stand es in der Zeitung zu lesen.»

«Und der Winterrock kehrte zu dir zurück», stellte ich sachlich fest.

«Du hast es erraten. Aber nicht nur das, in seiner Tasche befand sich obendrein ein Hunderterfranceschein. Und der Dieb hatte dazu geschrieben: 'Als bescheidene Hilfe für einen Schicksalsgenossen.' Siehst du also, daß mein System unfehlbar ist?»

«Es dürfte stimmen.»

Wir verabschiedeten uns, und ich ging in Gedanken heim. Paul hatte mir wieder einmal imponiert.

Zu Hause angekommen, fand ich einen Brief meiner kleinen Freundin Renée vor. Es war ein Abschiedsbrief. Und sie schrieb: «Verzeih! Ich konnte nicht anders. Georges ist ein zu reizender Junge. Und ich bin fest entschlossen, mit ihm einige wunderschöne Wochen in Chamonix zu verbringen.»

Zuerst war ich von diesem furchtbaren Schlag wie betäubt. Dann aber erinnerte ich mich Pauls System. Renée war mir ohne Zweifel von Georges gestohlen worden. Hier mußte gehandelt werden.

Und ich sandte an Georges Dupont einen eingeschriebenen Brief, dem ich 5000 Francs beilegte. «Lieber Georges!» schrieb ich. «Da Renée ein sehr verwöhntes Mädchen ist, und da ich weiß, wie kostspielig so eine Winterreise mit ihr ist, sende ich Dir beigeschlossen 5000 Francs für die ersten kleinen Ausgaben.»

Und tatsächlich kam schon am nächsten Tage eine Depesche von Georges: «Wenn nicht sofort weitere 10 000 Francs folgen, schicke ich dir Renée umgehend zurück.»

Ich habe ihm die 10 000 Francs nach Chamonix geschickt.